

## Protokoll der Museumswerkstatt im FTH am Donnerstag den 16.06. 2005, 9.00 – 13.00 h

Zur Information über den Vorlauf können die nachfolgenden Texte herangezogen werden.<sup>1</sup> Es lagen z. K. aller TeilnehmerInnen aus:

1. Volltextkopien der Ausstellungskonzepte Dr. H. Roth aus 2001, Kritik dazu Dr. G. Mergenthaler/Dr. R. Kramer aus 2001, Expose zur Dauerausstellung Dr. Mergenthaler/Pf. Dr. Cosoroaba aus 2002
2. Plankopie des Ausstellungskonzepts Mergenthaler/Cosoroaba aus 2002
3. Berichtskopien von Dr. Mergenthaler und Prof. Dr. P. Niedermaier über eine Exkursion in die kirchlichen Museen in Temeswar, Debrecen und Budapest aus 2002
4. Resümee kopie Prof. Dr. P. Niedermaiers zur bisherigen Museumsdiskussion aus: Festschrift zur Einweihung des FTH aus 2003
5. Plankopie der Johanneskirche (Grundriss)
6. Provisorische Bestandsübersicht des ZAEKR 2004
7. Artikelkopie aus dem Gustav-Adolf-Blatt 4/2004 bt. Umnutzung von Kirchen in Deutschland

In der Begrüßung der ca. 35-40 TeilnehmerInnen aus Kirche, Minderheit und Fachpublikum, die der Einladung gefolgt waren, hob der **Bischof D. Dr. Klein** auf die im Einladungstext bereits angesprochenen zentralen Punkte ab (s. Einladung, hier wiederholt:

- ✚ Welche Botschaft sollen wir auf welchem Wege befördern und für wen ?
- ✚ Was präsentieren wir wirklich – abgebautes Mobiliar im Dutzend oder ausgewählte Kunstwerke ?
- ✚ Wie kann man orthodoxe, evangelische oder katholische Christen gleichermaßen ansprechen, ohne deren Sinn für das Heilige zu beleidigen ?
- ✚ Wie und mit welchen religions- wie museumspädagogischen Zielen bringen wir die evangelische Botschaft an die Masse der nichtgläubigen Kulturtouristen ?

---

<sup>1</sup> Vgl. Fabini, H., Kirchliche Kulturarbeit. Entwurf eines Konzepts, in: Klein, Chr./Pitters, H. (Hgg.), Ordnung und Verantwortung. Festschrift zum 80. Geburtstag von Bischof D. Albert Klein, Hermannstadt 1996, S. 281 – 288; Fabini, H., Gutachten bt. die Erhaltung, Sammlung, Aufbewahrung und Sicherstellung von kirchlichen Kunst-, Kultur- und Archivgut v. 20.02. 1991; Niedermaier, P., Eingabe zu Fragen der Rettung von künstlerisch wertvollem Inventar unserer Kirchen v. 23.01. 1993; Theilemann, W.G., Zwischenbericht z. Situation d. Archivalien und Kulturgüter im Besitz bzw. unter Verwaltung des LK v. 25.03 1994; Frenzel, H., Zwischenbericht (...) v. 4.10 1995; Theilemann, W.G., Zwischenbericht (...) v. 1.05. 1996; Frenzel, H., Arbeitspapier zur geplanten Ausstellung „Ferula“ v. 6.04. 1995; König, H., Gedanken zu einem Nutzungskonzept für die Bergkirche in Schäßburg v. November 1996; Frenzel, H., Vorkonzept für eine ständige Ausstellung kirchlicher Kunst- und Kulturgüter im Empfangsraum des Bischofspalais' v. 3.06. 1998; Binder, H.-G., Die evang. Kirche A.B. in Rumänien als Sachwalterin siebenbürgisch-sächsischen Kunst-, Kultur- und Archivguts v. 28.02. 1997; Niedermaier, P., Konzepte für die Rettung unseres Kulturgutes, in: LKI XII Nr.17 v. 15.09. 2001; Ziegler, W., Vorüberlegungen zur Strategie der „Kulturgutsicherung“ und der Tätigkeit der Abteilung Museum, Kunst- und Kulturgüter v. 10.04. 2002 ; Erklärung zur Ausrichtung der Ev. Kirche A.B. in Rumänien in Gegenwart und Zukunft, in: LKI XIII Nr. 4 v. 28.02. 2002; Guib, R., Museen in lebendiger Kirche, in: LKI XII Nr. 21 v. 15. 11. 2001; s. LKZ 378/2002 v. 22./23.02. 2002 bt. die Ordnung für den Abbau von Altären, Orgeln und sonstigen liturgisch verwendeten Gerätschaften; Cosoroaba, St., Gutachten zu dem Themenkreis: Abbau und Wiederaufbau v. Altären, Orgeln u. sonstigen liturgisch verwendeten Gerätschaften v. 30.11. 2001; Mergenthaler, G., Translozierung von Altären und deren Aufstellung als Seitenaltäre. Anmerkungen aus bauhistorischer Sicht, in: LKI XIII Nr. 6 v. 31.03. 2002, S. 6f.; Theilemann, W.G., Zur Strategie der „Kulturgutsicherung“ im Rahmen einer künftigen landeskirchlichen „Kustodie“ bzw. Museums der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien in Sibiu/Hermannstadt, in: Landeskirchliche Informationen (LKI) Jg. XIII, Nr. 8 v. 30.04. 2002, S. 5-8.

- ✚ Wie kann das Museum unter hiesigen Bedingungen fachliches Profil gewinnen ?
- ✚ Was kann jenseits der Altartranslozierungen der letzten Jahre überhaupt mit den vergleichsweise wenigen bisher zentralisierten Objekten erreicht werden ? Wie soll es mit Bergungen und Zentralisierungen kirchlichen Mobiliars in Zukunft weitergehen ?
- ✚ Wie können fruchtbare Abstimmungen mit den neuen kirchlichen Regionalmuseen z.B. in Mediasch, Schäßburg, Dt.-Weißkirch, Frauendorf oder Heltau hergestellt werden ?)

Es stünde hinter diesen Fragen ein ebenso dringendes wie in den letzten beiden Jahren zu kurz gekommenes Bedürfnis nach einer substantiellen, sachorientierten und konsensorientierten Diskussion im breiteren Umfeld. Frau **Dr. Ittu**, als Leiterin des im Aufbau befindlichen Museums die berufene Moderatorin, eröffnete die Werkstatt und leitete zum ersten Referat über.

Zunächst sprach **Pf. Dr. Cosoroaba** unter dem Titel „Kirche – Wort – Museum“ über sein 2002 mit Dr.-Ing. G. Mergenthaler erarbeitetes Exposé, die in Heltau seitdem realisierten Ausstellungen und die „gedankliche(n) Brücke(n), die in Heltau verwirklicht worden sind bzw. dort eine Rolle spielen“. Man habe sich bereits im Vorfeld stark mit Museumspädagogik beschäftigt. Generell sei heute in Rumänien – wie in Westeuropa längst – eine „Kirchenpädagogik“ als Teil der konventionellen Museumspädagogik gefragt. Handreichungen zur „Kirchenpädagogik“ würden von den Gemeinden angesichts fehlender Kräfte nachgefragt und sei zentriert um die Frage: Was wollen wir eigentlich den Kirchenbesuchern zeigen ? Der Referent erläuterte dies anhand eines Vergleiches verschiedener Kirchenburgenführer zwischen 1902 und heute: Geht es um Architektur, Kunst, geistliches Leben, Minderheitengeschichte ? Bei Dr. Fabini etwa stünden Kirchenburgen als Beispiel für Überleben einer Minderheit im ethnischen und kulturellen Sinne im Vordergrund. Ältere Führer dagegen betonten eher ästhetische Charakteristika wie „erhaben, schön, beeindruckend“, die aber heute nicht mehr aktuell sein könnten. Lediglich 1932 tauchte nur ein einziges Mal „Gemeindeleben“ als interessanter Punkt auf. Der Verfasser habe empfohlen, „Kommt auch einmal am Sonntag“, aber vorherrschend sei dabei der ethnographische Bezugspunkt gewesen. Ein Führer aus 1987 habe dagegen die siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen sogar als „Zeichen der Kontinuität der dako-romanischen Bevölkerung“ ins Feld geführt. Entscheidend sei somit: Welche Kontexte erstellt man für jedes Exponat, jedes Gebäude ? Jede Zeit, jeder Autor lege seine Hermeneutik an. Was wollen aber die Leute, die heute kommen, wirklich ? Die künftigen Autobus-Besucher bei Kirchenburgen – was präsentierten wir ihnen ? Ist auch etwas vom Wesen des Glaubens vermittelbar ? Für ein landeskirchliches Museums hieße das prinzipiell: Welcher Zusammenhang wird von den ‚Machern‘ gewollt, was will „die Kirche“ in den BesucherInnen „erwecken“ ? Jede gute Ausstellung, die gemacht wird, habe ein Ziel. Es könne selbst unausgesprochen oder heimlich bleiben, sei aber doch herausföhlbares/recherchierbares Ziel der Hersteller. Schlechte Ausstellungen böten gewöhnlich bloß ein Sammelsurium dessen, was man gerade habe finden können oder im Fundus antreffe nach dem Motto; was wir haben, stellen wir aus. So sehe man es in den kirchlichen – bzw. Dorfmuseen landauf, landab. Man zeigte hier vornehmlich z.B. Spinnrad, Bibel, Kronenfest, alte Fotos. Eine gute Ausstellung sei aber primär Auswahl ! In den museologischen Literatur sei allgemeine Regel, daß 90 % Fundus, 10 % Ausstellung sei. Daher müsse zunächst die Zielvorstellung, was man als Landeskirche erreichen wolle, fixiert sein. Wenn ein allgemeiner Leitfaden, wie beispielhaft vorgelegt im Exposé da sei, dann könnten klare Sinnzusammenhänge für Objekte konstruiert werden. Zentral sei im vorliegenden Exposé der Leitfaden: „Wort Gottes“ d.h. was ist typisch „evangelisch“. Es ginge schließlich nicht um ein zweites Brukenthal-Museum, sondern ein

daneben sinnvoll bleibendes kirchliches Museum. Typisch sei aber die „Art zu glauben in sich wandelndem Formen“, daher könne „Wort Gottes“ für alle BesucherInnen im Zentrum stehen. Was aber könne man zeigen mit den vorhandenen Exponaten, deren vollständige Liste freilich noch nicht vorliege? „Wort Gottes“ könne wohl immer nur in Kombination mit gewachsener Kultur als Leitfaden dienen. Im evangelischen Kontext seien damit auch überproportional „Kulturelemente“ damit verwoben. Zur Erläuterung trug Ref. anschließend knapp die im ausliegenden Text präzierte Raumkonzeption vor.

Im 2. Teil des Vortrags bot Ref. zwei Beispiele aus der Heltauer Kirchenburg, wie ein vorab geklärt Zielgedanke eine Ausstellungsstruktur formen könne. **Bsp. 1** Dauerausstellung „10 Jahrhunderte Kirche in Heltau“ – ausgehend von der Frage, wie sich eine kirchliche Gemeinschaft in 10 Jahrhunderten gewandelt habe. Hier war zuerst der Raum festgelegt (Turm), dann wurden Exponate ausgewählt. Es zeige sich klar, dass man auch in einem Gemeinemuseum nicht alles, was kunsthistorischen oder sonstigen Wert habe, auszustellen könne. Es seien Vortragskreuz, Teppiche, Bücher etc. schöne Objekte, aber doch eher Zufallsammlung. Solcherlei bliebe dem Besucher interessant, trüge aber keine dem Ziel entsprechende Wirkung aus. Was zeigten denn allein diese Objekte? Antwort sei gewesen: Gemeinde in Epochen, es blieben einfach nur Hauptobjekte eben aus unterschiedlichen Jahrhunderten. Durch die besonderen Objekte wie Vortragekreuz und Missale, Heltauer Bildstein aus 12. Jh. Habe man die ersten – sonst so schwierig darzustellenden - Jahrhunderte bereits abgedeckt. Aus dem 15. Jh. Stamme der über das LK geliehene Petersdorfer Kelch, aus dem 16. Jh. Eine Lutherbibel (Lufft), ab dem 17. Jh. gäbe es bekanntlich weit mehr brauchbare Objekte usw. Was aber hätte man für das 20. Jh. auszustellen? Einem ersten Impuls („Kirchenkaffee“) habe man eine Kaffeemaschine als Objekt wählen wollen, was aber als zu fragwürdig beiseite gelassen wurde. Da man aber nicht nur „heroische“ Exemplare, sondern auch aussagefähige Exponate für Wesen von Kirche und Gemeinschaft gesucht habe, hätte man sich endlich für Kriegspostkarten aus dem 1. Weltkrieg entschieden. Damit sei das 20. Jh. als „Zeit der Ideologien“ gekennzeichnet, demgegenüber das 21. Jh. nur durch inszenierte „Überraschung“ in Gestalt eines Spiegels greifbar würde: die BesucherInnen treten im Museum als Teil der Gegenwart auf. Die ganze Ausstellung rotiere in einem Rundgang um einen typisch siebenbürgisch-sächsischen Bauertisch, womit den BesucherInnen der Weg um die ursprünglich (wehr-)bäuerliche Wurzel der Kirche bzw. Ethnie in Siebenbürgen sinnfällig gemacht werden solle. **Bsp. 2** sei eine Ausstellung zur Geschichte des Kommunismus. Hier sei es angesichts des rapiden Verschwindens von kollektiver Erinnerung und Objekten besonders dringend, bereits jetzt anfangen zu sammeln. Nach 15 Jahren sei es sehr schwierig, gewesen Exponate zu finden (z.B. Pionierkrawatte, Ceausescu-Bilder, Ceausescu als Luther-Bild kaschiert im Theologischen Institut). Schließlich sei Geschichte ja auch als konstruktive Vergangenheitsbewältigung zu verstehen. In Siebenbürgen gäbe es neben Sighetu Marmatiei praktisch keinen weiteren Ort für diese Auseinandersetzung. An diesem Beispiel würde deutlich, wie falsch die reine Überlieferung von Objekten die historische Erkenntnis beeinflussen könne. Anhand vieler Objekte müsse man den Kommunismus als „lächelnde Zeit“ erfahren, BesucherInnen heute erscheine es nicht selten doch als eine (vermeintlich) schöne Epoche. Wie könne man aber zugleich darstellen, dass und wie dies „verlogen“ war. Offensichtlich müsse man Hintergründe zeigen und Objekte sich ‚hart‘ im Raum stoßen lassen. Aus dieser Erkenntnis habe man das Konzept entwickelt, 3 (Leit-)„Fäden“ auszulegen:

1. (konventionell historischer) Faden durch farbige Wegführung auf Fußboden (große Etappen),
2. Unterscheidung von Sein und Schein (z.B. Stichwort Propaganda d.h. rechts Schein = Selbstdarstellung des Systems, dagegen links „echtes Sein“. Dies sei problematisch

gewesen, da zuwenig aussagekräftige Objekte geblieben wären. Was also zeigen, wenn die „Herrschaft“ vergleichsweise viele, die „Wahrheit“ noch viel weniger Objekte hinterlassen habe

3. Inhaltsbeschreibung: 7 Tafeln beschrieben hier die 7 Säulen des Kommunismus d.h. es wurden 7 Tragsäulen (Mechanismen) des Systems identifiziert wie z.B. Propaganda, Partei, Umerziehung, Industrialisierung, Personenkult (Vorbilder), Feindbild. Alle würden wiederum rechts/links d.h. nach Sein und Schein vorgestellt.

Aus einem mehr oder weniger zufällig entstandenen Sammelsurium, wie auch im Falle des Landeskirchlichen Museumsfundus, könne nur eine klare Konzeption Erfolge bringen, die pädagogisch vermittelbar bzw. wünschbar seien. Ein echter Lernerfolg sei so nachweislich erreichbar. Ref resümierte abschließend: Natürlich fehlten dem künftigen Museum noch Exponate. Aber wesentlich sei nicht, nur Wertvolles auszustellen, also das Wertvollste nunmehr noch einmal zusammen zu sammeln. Wesentlich sei, welche Idee man vermitteln wolle - gloriose Vergangenheit der Ethnie oder - historisch-kulturell eingebettet - die spezifische Art des Glaubens. Dies sei Kern des Exposés Mergenthaler/Cosoroaba gewesen.

Ittu dankte Ref. und betonte, wie wichtig namentlich die museale Thematisierung des Kommunismus sei, was viel zu selten oder gar nicht im Land geschehe. Die in Heltau entwickelte Ausstellungserfahrung sei mittelfristig wichtig, wie auch das Exposé Mergenthaler/Cosoroaba. Beide hätten zudem eine interessante Bibliographie zusammengestellt. Anschließend präsentierte Dr. Ittu ihre eigenen Gedanken zu einer Konzeption. Es sei Übereinstimmung im Allgemeinen zu konstatieren, sie habe aber auch Bedenken. Die bisherige Depotsituation sei leider nicht zureichend. Im Unterschied zu der vom Vorredner mit Recht angeführten Regel müssten im neuen Landeskirchlichen Museum praktisch 90 % des Fundus ausgestellt werden, weil mehr nicht vorhanden bzw. verfügbar sei. Im Blick auf die künftigen BesucherInnen wolle man sicher die (hiesigen/ausgewanderten) Sachsen ansprechen, aber auch ein wachsender Binnentourismus werde erwartet. Namentlich viele orthodoxe Mitbürger kennen evangelische Kirche praktisch kaum und müssten an diese erst herangeführt werden. Mehr Wissen als z.B. „sie schlagen kein Kreuz“ oder „ihre Kirchen tragen kein Kreuz“ sei kaum vorhanden. Eine zweite Zielgruppe sei also der Binnentourismus aus anderen Landesteilen, dann internationale Touristen, sowohl Christen wie Atheisten. Ein Konzept für die Dauerausstellung müsse deshalb klar und übersichtlich sein, eine stärker geschichtlich betonte Einführung bliebe unverzichtbar. Deshalb könne auch die Thematik d.h. das Ausstellungskonzept nicht einheitlich sein, ein roter Faden wie beim Vorredner vorgestellt, sei möglich, man habe stattdessen Schwerpunkte zu setzen. Konkret hieße dies: Die OG-Säle 1-3 sollten die Phase der Einwanderung bis heute darstellen, bedeutendste geschichtliche Ereignisse bis heute vorstellen, natürlich insbesondere Reformation und die Charakteristika der lutherischen Kirche. Dafür werden noch viele Objekte benötigt. Für Anfang sei wenig bzw. nichts vorhanden, etwa nur eine romantische Version der Gründung von Hermannstadt als Graphik o.ä.. Im 4. Saal gegen die Lupas-Str. solle anschließend das „kirchlich begleitete Leben“ d.h. der kollektive Lebenslauf von der Taufe bis zum Tod und die Eigenheiten des Lebens in der Gemeinschaft bzw. der Kirche in der Gesellschaft präsentiert werden (z.B. Nachbarschaftsobjekte, Exponate zum Vereinswesen). Die folgenden beiden kleineren Säle 5 und 6 sollten sakrale Kunst ohne die Vasa sacra und Skulpturen beherbergen. Saal 7 müsse voraussichtlich abgeteilt werden, da dort einerseits ein Depot für orientalische Teppiche eingerichtet werden müsste, andererseits aber die eigentliche „Schatzkammer“ mit Exponaten aus der großen Vasa sacra - Sammlung des Museums in kunsthistorischer Abfolge eingerichtet werden solle. Der letzte Saal 8 solle die historische Bibliothek (ca. 1480 - 1840)

beherbergen und sinnfällig die thematischen Blöcke Kirche und Bildung/Schule sowie ggf. auch Kirche und Musik verbinden. Aus technischen Gründen sei kein eigentlicher Rundgang zu gestalten, was aber auch für Besucher besser sein könne, wenn man mit umgekehrter Perspektive die Ausstellung durchwandere. Bekanntlich sei schließlich der Terrassensaal für Sonderausstellungen vorgesehen. Auf diesem Hintergrund fehlten aber insgesamt noch viele „Objekte, die man irgendwie auftreiben muss“. Gewünscht würden z.B. Pfarrornate, Kirchentrachten (zum Thema „Kirchgang“), Messgewänder und Patriziertrachten, eine restaurierte Stollenruhe aus Henndorf, ein repräsentatives Kirchengestühl, ein Epitaph und ein Emporenfragment, aber auch ländlerische Objekte zum Stichwort „Transmigranten“ des 18. Jahrhunderts.

In der Diskussion betonte **Cosoroaba**, dass die Exponatsituation für beide Konzepte deckungsgleich gewesen und immer noch sei. Es ginge s.E. prinzipiell nur um die Frage der Anordnung. **Ittu** konzipiere im Unterschied zum Expose Mergenthaler/Cosoroaba praktisch mehrere Ausstellungen nebeneinander. Die Kernfrage sei: „Woher lassen wir uns bestimmen, vom Fundus her oder bestimmt die Ausstellung den Fundus“. Nicht nur kunsthistorisch wertvolle Gegenstände sollten im Vordergrund stehen, sondern auch die Gegenwart mit ihren Interessen und Schwerpunkten die Sicht auf Vergangenes offen prägen. **Ittu** entgegnete, dass keineswegs nur hochkarätiges Material zur Ausstellung kommen würde, alles andere sei diskutabel. Sie sei nicht vom Fundus an sich ausgegangen, sondern habe Verständlichkeit für jedwede BesucherInnen im Auge. Alle BesucherInnen sollten „wissen, was die Reformation ist, worin diese Kirche besteht, welches das Wesen der Kirche ist“. **Pf. em. W. Rehner** sah beide Konzepte nicht diametral entgegengesetzt, sondern begriff sie als verschiedene Varianten. Mergenthaler/Cosoroaba wäre ein Gesamtkonzept, **Ittu** ginge eher von den vorgefundenen Möglichkeiten aus. Beide wollten durchaus pädagogisch-didaktisch vorgehen, ein Kompromiß beider Auffassungen sollte möglich sein, sobald man endlich an konkrete Schritte herangehe. Sicher würden keineswegs nur Tafeln und Texte, sondern auch sprechende Exponate benötigt, die dann unter bestimmter Zielvorgaben, wie von Cosoroaba vorgeführt, gedeutet werden sollten. Das Problem des geringen Fundus sei ganz wesentlich. Aus dem Gebiet der Landeskirche müssten als gemeinsame Gabe zugunsten des gemeinsamen Museums noch Exponate kommen. Das Expose Mergenthaler/Cosoroaba erscheine ihm, zumal auf dem Hintergrund der tatsächlichen Erfahrungen in Heltau, durchsichtig und klar. Eine Durchführung sollte dann aber gemeinsam fachlich diskutiert werden. Wesentlich seien geeignete Exponate und eine vernünftige Gedankenführung. **Pf. Dr. des. W. Wünsch** betonte die Wichtigkeit der „Zielgedanken“ im Sinne Cosoroabas. Es werde wohl kaum um eine „sächsische Fossilien-Ausstellung“ gehen. Man müsse dringend mehrere „Verweisung(en) auf das (aktuelle) Gemeindeleben“ einarbeiten, schließlich seien praktisch alle Sammlungsbestandteile aus den verlassenen Gemeinden weggenommen worden. Man müsse somit auch in der Ausstellung die Frage thematisieren, was das bedeute bzw. bedeutet habe. Das künftige Museum könne sicher nicht „die“ evangelische Kirche darstellen, sondern lediglich deren Grundgedanken illustrieren und verweisen auf das bleibende Faktum: „Dort finden wir die (lebendige) evangelische Kirche. Der Leitfaden „Wort Gottes“ sei insofern durchaus hilfreich und würde Wissenslücken gleichermaßen schließen. Schließlich müsse man sich Rechenschaft geben, was das bedeute im konkreten Leben: einen Ornat, einen Pfarrer „auszustellen“? **Ittu** entgegnete, man wolle keineswegs „Fossilien“ ausstellen. Der Ornat bezeichne u.a. die Unterschiede vom Katholizismus zum Luthertum. Worte könne man nicht ausstellen. Eine Ausstellung, die sich ‚nur‘ auf Bibel gründe, sei schwer zu erreichen. **Herr M. Wittstock** warf ein, man könne kein „Museum der evangelischen Kirche“ anstreben, weil die

Siebenbürger Sachsen ja auch über 300 Jahre römisch-katholisch d.h. altgläubig gewesen seien. **Ittu** hielt dagegen fest, dass man in einem Landeskirchlichen Museum auch andere rumäniendeutsche Evangelische wie z.B. die Landler berücksichtigen müsse, ein rein siebenbürgisch-sächsisches Museum werde insofern nicht angestrebt. **Wittstock** hob nochmals hervor, dass die wertvollsten noch erhaltenen Kunstwerke aus der Zeit vor der Reformation datierten. Bei einem neuen Museum müsse man daher auch auf Sammlungen von früher d.h. vor 1948 zurückgreifen: Es sei hier an das ehemals kirchliche Brukenthal-Museum, das Sigerus'sche Erbe im Astra-Museum, aber auch an das Schässburger Stundturm-Museum und nicht zuletzt das Burzenländer Museum und ihre Bestände (in staatlicher Hand) zu denken. Wenn ein ordentliches Museum gemacht werden solle, müsse man auch die großen Archive nutzen z.B. in Hermannstadt, Kronstadt, Schässburg, Klausenburg (Akademie, Staat). Auf deren Bestände, soweit aus ursprünglich kirchlicher Überlieferung, müsse man systematisch zurückgreifen können, sonst käme man nicht weiter. Freilich sei auf dem politischen Hintergrund der Rückgabegesetze etc. vorher zu klären: „Was wollen wir, was können wir?“ **Prof. Dr. P. Niedermaier** betonte, die Diskussion müsse zur Kenntnis nehmen, wie man überhaupt zur Idee des Museums gekommen sei. Am Anfang der Museums-Idee sei das bedrohte Schicksal des Kulturgutes der evangelischen Kirche d.h. die seit 1982/1990 „gerettete(n) Güter“ gestanden. Daraus habe sich der Gedanke und eine neue Anschauungsweise entwickelt, die nach einem „Museum der Kirche“ gefragt hätte. Wenn man heute die Konzepte Roth, Mergenthaler/Cosoroaba und die Ausführungen Dr. Ittus gegenüberstelle, sähe man weitgehende Übereinstimmung zwischen den ersten. Bei Ittu wären nunmehr Veränderungen festzustellen. Man müsse jetzt versuchen, von den Übereinstimmungen ausgehen. Es wäre durchaus denkbar, den Begriff „Wort Gottes“ als Leitmotiv hinzustellen, aber man müsse sich dabei bewusst sein, dass jenes Konzept auch Probleme bringe. Für die Versinnbildlichung eines solchen Begriffes müsse „auf alle möglichen Dinge“ zurückgegriffen werden, wie das Beispiel Heltau zeige. Man entferne sich damit vom ursprünglichen Gedanken d.h. der Ausgangsidee der frühen 1990er Jahre immer mehr. Zudem könne ein Museum ohne Rundgang nicht funktionieren, ein solcher entstünde doch zwangsweise. Die Frage wäre nur, könne man diesen kontrollieren oder nicht. Alle Gewichtungen müssten gut überlegt werden. Vor allem sei eine „konkrete Übersicht über das, was gerettet worden ist bzw. was wir haben“, von großer Bedeutung. Demgegenüber sei es nicht so wichtig, irgendetwas aus großen Museen oder Archiven herzubringen. Vielmehr müsse man sich der Aufgabe stellen: „Was haben wir, wie viel Raum für Depots – was besonders wichtig sei – und wie viel Raum bleibt für Ausstellung?“ Die möglichen oder nötigen Depots seien von entscheidender Bedeutung, denn bislang seien manche Stücke noch nicht entsprechend untergebracht wie z.B. viele (Bruderschafts- etc.) Fahnen. Vieles davon könne man vielleicht gar nicht ausstellen. **Ittu** hielt fest, dass es z.Zt. nur einen musealen Depotraum im Hause gebe, dagegen Objekte kaum zu viele. Auch nach vollständiger Einrichtung des Museums bliebe man mit einem Raum, da im Haus kaum weitere nutzbare Räumlichkeiten vorhanden seien und der Keller wohl längerfristig noch feucht. In der Kirchenburg Grossau lagerten bekanntlich weitere Objekte. Denkbar wäre aber ein bereits von Dr. Theilemann skizziertes Projekt für ein dauerhaftes Depot in einer anderen Kirche im Hermannstädter Umfeld. **Niedermaier** hielt dies für einen wichtigen Punkt. Wenn man ein Depot in einer Kirche einrichten wolle, dann müssten die Klimawerte und die Sicherheit stimmen, regelmäßige Kontrollen von Luftfeuchtigkeit etc. sollten möglich sein. **Wittstock** betonte, entweder wolle man ein echtes Kirchemuseum oder nur „ausstellen, was man zufälligerweise hat“. Raum zur Lagerung müsse sein, alles was kommt, müsse auch untergebracht werden. Man könne sicher nicht alles ausstellen. Frau **M. Vlaicu** sah die

„Thematik“ d.h. die Ausstellungskonzepte von Mergenthaler/Cosoroaba und Ittu nicht zu weit voneinander entfernt, aber die Frage des Fundus sei in der Tat schwierig. 2007 sei demnächst, man müsse jetzt an Restaurierung denken, an Geld. Daher brauche man ein substantielles schriftliches Konzept, dann könne man immer noch „um Hilfe schreien“ oder schlicht den vorhandenen Fundus nutzen. Was im Haus sei, sei keineswegs durchweg im besten Zustand. Dem folgend ergänzte **Ittu**, man führe zudem immer noch eine theoretische Diskussion, solange keine Finanzierung für das Vorhaben stehe, würde auch nichts werden. **Dr. H. Fabini** sah grundsätzlich folgende Probleme: Das Museum muss eine Aufgabe haben. Wofür machte man das, welches sei die Zielgruppe? Ginge es um Präsentation unserer Kirche oder eine bestimmte Zielgruppe. Ausländer müssen man sicher berücksichtigen, aber mehr noch das primäre Umfeld, in dem man lebe und das auch noch nach 2007 ins Museum kommen solle. Daher müsse man z.B. alle Texte dreisprachig halten. Derzeit gäbe es im politischen Sektor einen Trend zur Isolation, untergründig gäbe es Reserven gegenüber der deutschen Minderheit im rumänischen Umfeld. Man spreche von „Inquisition der Kirche“ hinsichtlich der Rückgaberechtssprechung. Da seien Fronten abzudecken. Ein Museum sei prinzipiell Präsentation, es habe aber auch didaktische Funktion. Der jeweilige (allgemein-)kulturelle Beitrag müsse dargestellt werden. Er kenne die Beispiele wie Ulm oder Gundelsheim. Man habe da wunderschöne Exponate, aber das Konzept sei schlecht. Es würden Zinnkannen, Trachten etc. geboten, aber man habe kein durchdachtes Konzept. Weiterhin könne man Kirche und Sachsen nicht trennen. Schließlich müsse man unbedingt die Johanneskirche und den FTH-Hof einbeziehen. An der alten Stadtmauer könne man leicht ein Lapidarium z.B. mit Grabsteinen aus Nordsiebenbürgen o.ä. gestalten. Notwendig wären auch dynamische Element im Museum, nicht nur Selbstdarstellungen. Dafür sei der Aufwand zu groß, dann solle man sich mit einem begehbaren Depot begnügen, in das nur KunsthistorikerInnen zu gewissen Zeiten Zugang bekämen. Ein Museum sei aber kein Depot und müsse einen klaren Auftrag haben. Ein klassisches siebenbürgisch-sächsisches Dorf wie z.B. Wurmloch oder Schönberg könne man, basiert auf digitaler Fototechnik auch durch Modelle präsentieren. Solche Eindrücke (von Gesamtkunstwerken) müsse man vermitteln, nicht nur für Kunsthistoriker bedeutende Einzelobjekte zeigen. Moderne Museen schafften Erlebniswelten wie in Deutschland etwa in Speyer oder Heidelberg. Solche Erlebniselemente müssten hineinkommen. Dazu gehöre letztlich auch eine Kinderstube im Museum, sonst fehle Dynamik, sonst lohnte der Aufwand nicht.

Während **Ittu** daraufhin anmerkte, dass im historischen Teil gemäß ihrem Entwurf auch ein Modell einer Kirchenburg vorgesehen sei, plädierte **Prof. Dr. H. Pitters** für „Bescheidenheit“. Ein „Museum der Evangelischen Kirche in Rumänien“ sei nicht möglich, dafür würden zuviel Räume und Exponate benötigt. Im Sinne Niedermaiers sei das ursprüngliche Konzept gewesen, gerettete Objekte zu deponieren, um von denen dann eine Ausstellung zu bestreiten. Man könne natürlich nicht das ganze Glaubensleben der Evangelischen Kirche in Rumänien darstellen, aber die Objekte, die heute da d.h. zentral in Hermannstadt gelagert sind, müssten in einem sinnvollen Rahmen ausgestellt werden können. Der Konzeptentwurf Ittu erscheine ihm plausibel. Es sei ein historischer Aufriss vorgesehen, dann würden die Hauptstationen kirchlichen Lebens berücksichtigt und Kulturleistungen in den Bereichen Bildung, Musik oder Schulwesen hervorgehoben. Diesem Konzeptentwurf könne man s.E. folgen, ausgehend von dem was praktisch vorhanden ist. Es mache keinen Sinn, zusätzliche Objekte zu suchen, man solle sich auf das beschränken, was vorhanden ist. Dies ergäbe eine Ausstellung, die das Kulturgut der der Evangelischen Kirche in Rumänien „reflektiert“.

Herr **Horst Klusch** schlug zunächst im historischen Sinne eine Trennung der „Botschaft“ des Museums nach vorreformatorischer und nachreformatorischer Zeit vor. Man könne es einmal

„Abschied vom Mittelalter“ nennen, da Luther die Kirche quasi vom Mittelalter erlöst habe. Die Darstellungsform müsse sich dringend vom Brukenthal-Museum unterscheiden. Im vorliegenden (mittelalterlichen) Fall müsse dann aber auch Reliquienverehrung, Schutzpatronum, Heiligenverehrung etc. thematisiert werden, weil „Abschied“ impliziere zugleich auch Respekt gegenüber dem, was (wenigstens) Vorfahren geglaubt haben. Die Dauerausstellung müsse durchaus Inhalt und Funktion erläutern, nicht nur Darstellung von Kunst (Monstranzen etc.) bieten, ohne dies es aber auch nicht gehe. Man muss in diesem Zusammenhang schlicht Objekte suchen. Der Glaube im Kunstgewand möge betont werden. Es gehörte dazu auch Forschungsarbeit, FacharbeiterInnen seien dazu vorhanden, daher solle vielleicht parallel eine „Studiengesellschaft“ gegründet werden, die dann Träger des „Museums der Studiengemeinschaft der Kirchengeschichte der Siebenbürger Sachsen“ werden könne. Frau **B. Wünsch** betonte die Positionierung des Museums innerhalb einer aktuellen Konzeption aus Sicht von ReligionspädagogInnen der Kirche. Eine Zielsetzung sei doch bereits da und müsse nur reflektiert werden. Ursprünglich sei zwar ein Museum des „geretteten Kulturgutes“ gewesen, dessen Ziel aber lediglich sein könne: „So war es, gerettet, alles andere ist vorbei“. Das sei beileibe nicht, was heute in den Gemeinden d.h. der gesamtgemeinde gelebt wird. Somit könne dies auch nicht Zielsetzung eines von MitarbeiterInnen bzw. durch Mittel der Landeskirche getragenen Museums sein. Es sei Bescheidenheit erwähnt worden. Auch wenn der Fundus begrenzt sei, wisse jeder Pädagoge, daß die Planung von Unterricht parallel verlaufe. Die Frage sei zu stellen, was haben wir, was wollen wir damit? Es entstehe sonst tatsächlich nur Sammelsurium, es wäre aber eine Beschränkung auf einen roten Faden nötig, nicht auf bisher „gerettete“ Objekte. **Niedermaier** betonte demgegenüber, man müsse nunmehr auf die konkreten Möglichkeiten sehen, bis 2007 lasse sich nicht mehr viel machen. Vielmehr hätte man vor 7 Jahren anfangen müssen. Private Unternehmer wie Orgelbauer H. Binder könnten bezeugen, was Zeit und Geld bedeutet. Was könne man tatsächlich jetzt noch machen, ohne die Dinge zu restaurieren, das schaffe man nicht mehr, vielleicht höchstens 2-3 Dinge. Klusch habe auf Patrozinien hingewiesen aber: Wer könne das machen in wie langer Zeit. Man solle nur die Regelanforderungen im Brukenthal-Museum vergleichen. Entscheidend bleibe, daß Mittel und Möglichkeiten sehr begrenzt sind. **Ittu**: betonte, sie habe auch nicht an große Restaurierungen gedacht, aber wenigstens 6-7 Exponate müssten schon bearbeitet werden. Hinsichtlich der Anregung Kluschs ergänzte sie, man habe schlicht diese älteren Gerätschaften etc. nicht, die schon vor längerem ans Brukenthal-Museum gegangen wären.

**Bischof Klein** resümierte die erste Diskussionsrunde vor der Pause dahingehend, dass in zeitnahe Abstand nun Schlüsse aus der Meinungsbildung gezogen und Entscheidung im engem Rahmen getroffen werden mussten. Dann sollte schlicht angefangen werden, zumal vorhandene Möglichkeiten immer wieder realistisch bedacht werden sollten. Die Ausstellung solle ein Spezifikum sein, keine Konkurrenz o.ä. betonen. Es werde das zentrale „Museum unserer Kirche“ sein, eine „Vignette der gegenwärtigen Kirche“. In der Tat könne man Kirche und Gemeinschaft nicht trennen, daher könne es sicher „nicht zu kirchlich“ sein, nicht zu stark das „Wort Gottes“ als Leitfaden betonen, weil dies eben zu schwer zu versinnbildlichen sei. Durchdachte und ausformulierte Konzepte müssten aber gleichwohl schleunigst her. Es dürfe kein Sammelsurium entstehen, ein klares schriftliches Konzept müsse sein. Einerseits solle es theologisch durchdacht sein, weil Volk und Umfeld angesprochen werden müssten, andererseits solle auch der zeitlich-historische Ansatz berücksichtigt werden. Im Blick auf die Objekte solle man ausgehen von dem, was man bereits habe und ohne Mühe noch bekommen könne. Er sehe keine großen Schwierigkeiten bei der Beschaffung weiterer Objekte. Wenn im landeskirchlich autorisierten Konzept Objekte fehlten, dann solle man auch in Gemeinden

gehen. Andererseits müsse in den Gemeinden überall, auch in Bukarest etwa, etwas lokal zu zeigen sein aus den Gemeinden heraus. Aber ein schriftliches Konzept müsse baldmöglichst muss stehen, dann würde man auch erst sehen, was noch möglich ist. Eine grundsätzlich neue Depotmöglichkeit könne man finden. Bauliche Veränderungen stünden an wie etwa bei der theologischen Fakultät, auch andere Verschiebungen würden das möglich machen. Er sehe hierin keine großen Schwierigkeiten. Freilich sollten umgehend Unverzichtbarkeiten definiert werden. Man solle auch den Mut beweisen, etwas zu machen, auch wenn es 2007 nicht vollkommen sein würde. Erst wenn substantiell gearbeitet worden ist, könne man weiter sehen. Auch nach 2007 sei zudem Objektwechsel usw. möglich. Hier solle etwas Spezifisches geschaffen werden, kirchlich und zugleich durch Traditionen der Gemeinschaft bestimmt.

Nach einer Pause bot der ehemalige Mediascher Bezirkskirchenkurator **H. Schneider** unter dem Titel „Lebendiges Museum“ – „St. Margarethen“ in Mediasch als Beispiel einen umfassenden Einblick in die Arbeit des Bezirkskonsistoriums seit Anfang der 1990er Jahre. Zwar habe der Mediascher Bezirk kein rundes Konzept zum kirchlichen Museum vorliegen, aber aus eigener Initiative hat sich eine intensive Sammlung und Zurschaustellung kirchlicher und nachbarschaftlicher Objekte oder sogar div. Hausrat entwickelt. Auf der „Schneiderempore“ in der Kirche und im altes Gefängnis wurden Sammelräume mit Ausstellungsmöglichkeit für zahlreiche vom Verfall/Diebstahl bedrohte Objekte aus Gemeinden bereitgestellt. Die Gemeindeguratoren sind – freilich doch noch zu spät – angewiesen, dass im weiteren keine Objekte mehr „abgegeben“ werden sollen, namentlich nicht – wie Anfang der 1990er Jahre geschehen – ins Ausland. Objekte etc. dürfen nicht an Unbefugte abgegeben werden, was aber in der Panik 1990 leider stark geschehen sei. Vor Ort sollen Räume hergerichtet werden, um sie lokal als Sammelstellen zu nutzen, soweit diese überhaupt potentiell zugänglich zu machen seien. Die Rückschau biete ein positives Bild: Archivalien und Vasa sacra aus fast allen Gemeinden sind heute in Mediasch bzw. in Hermannstadt sicher verwahrt. Dank der maßgeblichen Initiative von Dechant R. Schullerus wurde Anfang der 1990er schnellstens, wenn auch mit kleinen Ausnahmen verhindert, dass kirchliche Archivalien nach Deutschland verbracht wurden. Die anatolischen Teppiche aus allen Gemeinden des Bezirks sind heute in der St. Margarethenkirche gehängt. Dort haben auch 3 Altäre sichtbaren Platz (z.B. Tobsdorf und Nimesch). Auch das wertvolle Taufbecken aus Klein-Schelken bliebe, bis in Klein-Schelken wieder Sicherheit besteht, in Mediasch, könne aber evtl. auch in Hermannstadt im neuen Museum stehen. In Mediasch sind weiter Statuetten, Ornate, Kleider etc. zugänglich und vorhanden. Inventare zu diesen Objekten liegen vor. Die Objekte können unter Aufsicht besichtigt werden, auch etwa die Gefängniszellen. Im Sommer werden Führungen durch jüngeres Personal im Stundenlohn in Mediasch und Birtihalm angeboten. Die jungen Führerinnen bieten auch Dokumentationsmaterial, Postkarten etc. an. Die Überwachung erfolgt durch einen dazu bestellten Pfarrer. Schneider regte im Sinne der eingangs von Cosoroaba geforderten „Kirchenpädagogik“ an, dass möglichst von kompetenter Hermannstädter Seite „Rüstzeiten für Kirchenführer“ (wie jüngst in Trappold aus lokaler Initiative) standardisiert angeboten werden sollten. Hier solle es dann nicht objektbezogen, aber generell um Fragen von Verhalten und Benehmen in Kirchen, um museologische Standards der Objektdarstellung, um Thematisierung von Ökumene etc. gehen. Reisegruppen hätten meist mit wenig Zeit, teilweise würden auch regelrecht falsche Informationen durch unprofessionelle Reiseführer verbreitet. Außer in Mediasch und Birtihalm gäbe es von der Kirche getragene Lokalmuseen u.a. in Meschen, Eibesdorf, Pretai, Hetzeldorf und Wurmloch. Engagiert seien dabei natürlich vorrangig Kuratoren und konstruktiv arbeitende HOGs, aber auch Anderskonfessionelle oder z.B. lokale Schulleiter. Hier sei erlebnisorientierter

Geschichtsunterricht in der Kirchenburg im Sinne Fabinis ein nachweislich eindrückliches Beispiel. Würde qualifizierter Unterricht in der Kirche selbst angeboten, dann verwechselten die Kinder nicht mehr, was von wem stamme usw. Erfahrungsgemäß habe man beste (Lern-) Ergebnisse durch erlebnisoffenen, objektiven und Vor-Ort-Unterricht. Die musealen Angebote wolle man unbedingt ausgeweitet sehen.

Überleitend zur Frage eines Landeskirchlichen Museums folgerte Schneider, daß klarerweise weder „alles“ in Hermannstadt gesammelt werden kann, noch sollte. Andererseits seien schöne und brauchbare Räumlichkeiten vorhanden, weitere könnten sicher hergerichtet werden. Was freilich jetzt noch vor Ort in Gemeinden/Betreuungspunkten ohne Perspektive und Sicherung vorhanden sei, müsse jetzt noch geborgen werden. Nach wie vor sei Schutz vor Verlust noch prioritäre Aufgabe. Freilich verkenne er nicht das logistische Problem: Es müssten zugleich verlässliche Leute in intakten Gemeinden gesucht und zu kirchen-/museumspädagogischer Arbeit aktiviert werden. Ein museales landeskirchliches Angebot im Sinne eines „Uns selbst in Vergangenheit und Gegenwart darstellen“ müsse auch die Realitäten des ethnisch und dörflich bezogenen Leben präsentieren. Den Menschen müssten „richtige Informationen“ vermittelt werden, informationstechnische Hilfsmittel sollten dazu herangezogen werden. Dies könnte bei allen bestehenden Lokalmuseen durch Beratung und Assistenz verbessert werden. Zwar sollten die Dorfmuseen, müssten aber nicht allen musealen Regeln entsprechen. Sie sollten stärker noch lokalen Einblick vermitteln, ihre BesucherInnen sollten „mehr als Wissen erhalten, sondern Führungen mit Herz“. Mindestens dort, wo wertvolle Kirchenburgen vorhanden sind, sei es dringend sehr angebracht, das alte/neue Sammelstellen in museale Präsentationen verwandelt würden. Schülergruppen oder AusländerInnen gingen primär dorthin, um etwas zu sehen. Überall dort, wo solche Kirchen noch sicher und betreut bestünden, sollte auch mit den Leuten vor Ort gearbeitet werden. Das würde zur Schonung des landeskonsistorialen Budgets beitragen und Hermannstädter Probleme entschärfen. Hier selbst solle man aus Mediascher Sicht einfach einmal anfangen und dann nachbessern. Es habe keinen Sinn 100 %-ige Ziele und Ansprüche zu stellen. Kirchliche wie auch weltliche Objekte sollten gesammelt werden, selbst z.B. alte Kelter o.ä. An die Depot-Frage sollte gedacht werden, aber er halte sie nicht für primär, nicht für allzu dringend. Schneider plädierte abschließend für ein Landeskirchliches Museum, das bald und mit modernen Erfahrungen/Mitteln ins Leben treten solle. Er könne kein Problem mit dem evtl. musealen Überangebot in Hermannstadt sehen. Für Interessierte müsse „unser Dasein“ dokumentiert und der Nachwelt erhalten werden. Eine sehr wichtige Aufgabe sollte aber für ein solches Museum sein, die skizzierte Betreuung der dörflichen Museen zu leisten und anzuleiten. Man dürfe nicht starr und verknöchert, sondern wandlungs- und entwicklungsfähig auf Probleme zugehen; nicht das Endgültige anstreben, sondern ständig bereit sein, etwas zu ändern. Eine wünschenswerte Zielvorstellung könnte u.a. sein die Musikuntermalung der Ausstellung in diskreter Art durch leise Klänge (Orgel, Chöre). Alles würde gewinnen mit musikalischer Untermalung. Der Fundus sei zwar charakteristisch, aber man solle keine Kopien aus anderen Museen übernehmen, hauptsächlich kirchliches Kulturgut zeigen, aber nicht nur. Auch sollten nicht die Exponate allein stehen, sondern zugleich schriftliche Dokumentationen mitlaufen bzw. erhältlich sein (CD, Video). Heute dürfe es z.B. nicht mehr fehlen an modernen Mitteln wie PC's, an denen jedes Interessengebiet aufrufbar eingerichtet werden könne, um die historische und aktuelle Vielfalt zu belegen.

Das Referat von Herrn Mircea Sfârlea-Bukarest musste leider durch kurzfristige dienstliche Verhinderung des Ref. ausfallen und auch Herr S. Piechotta-Leipzig hatte sich entschuldigt. Nachdem **Ittu** die keineswegs „fossilisierten“, sondern lebendigen Kleinmuseen im Mediascher

Bezirk begrüßte und die Anregungen, auch zu technischen Hilfen heutigen Standards, zustimmend aufnahm, leitete **Hauptanwalt F. Gunesch** daher gleich zur abschließenden Plenumsdiskussion über. Er erkenne in der Diskussion ein Konzept der Bescheidenheit und ein stärker dynamisches Konzept. Beide wollten wohl dasselbe aussagen, aber auf verschiedene Weise. Man müsse einerseits den Hintergrund von aktueller personeller Knappheit berücksichtigen, andererseits seien längst umfangreiche strukturelle Hilfen (Ausstellungstechnik usw.) beantragt. Eine Dauerausstellung zu Beginn 2007 müsse stehen, Broschüren und Einzelbände nach den bereits in 2004 vorgelegten Planungen müssten da sein. Jetzt müsse dringend mit der konkreten Arbeit begonnen werden, auch wenn phasenweise noch Einzeldinge geändert werden müssten.

**Wittstock** hob hervor, nachdem er jetzt das Niveau der Diskussion erkannt habe, seien drei Punkte zu resümieren: Einmal dürfe man nicht auf einen historischen Abriss in Buchform verzichten. Dieser solle in mehreren Sprachen aufgelegt werden, um an allen Punkten im Land d.h. überall, egal wohin, jeder KirchenbesucherIn ein solcher Abriss in die Hand gegeben werden kann. Natürlich müsse dies eine verkürzte Fassung sein, die die wichtigsten Punkte im Laufe von 900 Jahren biete, die „zu unserer Eigenheit beigetragen haben“. Offensichtlich sei es, dass nicht die gesamte Geschichte/Kirchengeschichte in 11 Räumen darstellbar sei. Andererseits seien z.B. der Deutsche oder der Zisterzienser-Orden in Hermannstadt ohnehin nicht darstellbar, wohl aber in Bartholome oder Kerz. Ähnlich liege es z.B. mit der Reformation: die Kronstädter hätten hier qua Honterus etc. Vorteile und sollten diese Kronstädter Eigenheiten auch dort darstellen. Hier dagegen müsse man Eigenheiten der Region um Hermannstadt hervorkehren, aber nichts Identisches ausstellen und Doppelparbeit vermeiden. Analog liege der Fall in Mediasch, Schässburg usw. Jedem Kircheninteressierten solle man also eine umfangreichere, gut illustrierte Schrift bis 1. 1. 2007 in die Hand drücken. (ca. 100 S. Text, ca. 50 S. Illustration). Zweitens sei ausgehend vom Beispiel Mediasch - beispielhaft im Blick auf kirchliche Kleinmuseen - in diesem Handbuch eine Konkordanz zwischen den einzelnen kleinen Museumsstätten und einer zentralen Übersicht aus dem Landeskirchlichen Museum anzustreben. Ziel müsse sein die Vernetzung der vorhandenen Information durch eine zentrale Handbuchbetreuung durch das zentrale Museum. Der Besucher müsse rasch wissen können: „Was sehe ich wo?“ Eine Art „Konkordanz“ müsse sein, weil in div. Ortschaften Eigentümlichkeiten gesammelt worden sind und zugleich durch die Bergungen viele überregionale Verschiebungen stattgefunden hätten. Ein solches Projekt sei nicht teuer, sondern leiste nur die Korrelierung der bestehenden Ausstellungsmöglichkeiten. Drittens sehe er freilich für ein geschlossenes großes Museum in Hermannstadt dagegen keine Möglichkeit.

**Niedermaier** resümierte kurz, man solle jetzt einfach die „Ärmel aufkrepeln, nicht weiter diskutieren“. Leider sei Hans-Jürgen Binder (wegen Urlaub aufgrund Familienfeier) nicht anwesend, aber zentral sei die Gestaltung von Frau Ittus Arbeitsprogramm. Es sei wesentlich, dass Frau Ittu in die Gemeinden führe, was seitens ihres (zweiten) Arbeitgebers (Akademie-Institut) bereitwillig unterstützt würde. Zum anderen solle man herbringen, was in Grossau oder anderswo lagert. Es stünde Raum in der Mitte des Museums dafür zur Verfügung. Was jetzt hier sei, sei nicht der Natur, dass es die Gestaltung eines Museum förderte. Vorwiegend liegt das Problem darin, dass man die Dinge handgreiflich vor Augen gesetzt bekommen müsse. Anderes finde sich dann noch unterwegs. Generell seien die konzeptionellen Unterschiede nicht so groß, dass man keine Verbindungen machen könnte.

**Prof. K. Philippi** betonte mit Blick zu den angerissenen Kernthemen Einwanderung und Reformation, dass man konsequenterweise auch über Auswanderung reden müsse. Um historischer Aufrichtigkeit willen solle man z.B. den 1. Raum mit dem Thema Auswanderung

besetzen, denn aus dieser Situation heraus sei der Gedanke bzw. das Museum entstanden. Dieses sei die für fast alle BesucherInnen unmittelbar einleuchtende heutige Realität zur Selbstdarstellung. Man dürfe sich s.E. nicht um das Problem drücken, auch müsse verdeutlicht werden, „welche Stände sind zuerst ausgewandert“ usw. Es müsse vorrangig diese Problematik und ihre Konsequenzen thematisiert und dargestellt werden. Zur Anregung Schneiders btr. Kirchenmusik im Museum entgegnete er, diese solle nicht aufgezwungen. Lösungen bestünden durch Auswahlmöglichkeiten und Kopfhörer. Wenn das Museum fertig sei, müsse außerdem ein Verkaufsstand vorhanden sein, der CD's anbiete usw. Es könnten auch Musikalien aus dem Archiv abgeschrieben, neu herausgegeben und vermarktet werden. Frau **H. Baier** regte an, wenn weitere Reisen auf die Gemeinden geplant würden, solle man sofort alles fotografieren, um dann quasi bereits ein virtuelles Museum via Fotos anbieten zu können. Bevor man aber etwas herbringe, solle es digitalisiert, vermessen etc. werden, um Zusammenhänge zu sichern und dann geborgen werden. **Pitters** empfand das Referat H. Schneiders als sehr beeindruckend. Mediasch habe beispielhaft in Sachen Rettung von mobilem kirchlichem Kulturgut agiert. Dass es verstreut auch noch andere Sammlungen gäbe, sei besonders interessant. Der Vorschlag Wittstocks zu einem Handbuch „Kurze Kirchengeschichte“, reich illustriert und worin auch auf hiesige und andere Ausstellungen verwiesen werde, sei sehr brauchbar. So könne Wissensvernetzung geleistet werden. Es gäbe mithin Möglichkeiten, man könne und solle die Ärmel aufkrempeln. Als Problem erkenne er, dass es längst höchste Zeit sei, praktisch mit der Dauerausstellung zu beginnen, Übersichten zu den vorhandenen Objekten anzulegen und eine (erste) Auswahl herstellen, wenn auch nicht alle Perioden der Kirchengeschichte abgedeckt werden könnten. Schließlich seien alles Zufallsfunde bzw. Ergebnisse von Notbergungen. Man könne aber doch Objekte so anordnen, dass ein „roter Faden“ da ist, damit jeder BesucherIn sehe, wie evangelischer Glaube gestaltet und gelebt worden sei. **Prof. Dr. H. Klein** äußerte sich zustimmend zum Buchprojekt Wittstocks. Jetzt müsse man sehr rasch fragen, wer dies realisiere, das Kollektiv bestimmen, um damit in 1 Jahr fertig zu sein. Er werde sich einsetzen, vom Siebenbürgenforum dafür Mittel zu bekommen, vielleicht sogar die ganze Summe. 6.-7.000 EUR seien durchaus für ein solches Buch möglich. Nur müsse man seitens des Museums in einem Monat sagen: Wer und wann, es seien schließlich auch andere Vorschläge vorhanden, die aber nicht so wichtig wären. Ein Autorenkollektiv müsse sich umgehend formieren. Wenn man am 1. 07. 2006 ein fertiges Manuskript habe, dann übernehme er die Verantwortung für den Druck. **Bischof Klein** befürwortete ebenfalls das Buchprojekt, zudem seien ja der Katalog „800 Jahre“ aus 1991 und die „Kurze Kirchengeschichte“ von Paul Philippi vorhanden, da könne ohne zuviel Arbeit ergänzt werden. Sicher sei die Zeit knapp und es müsse schnell gehen, aber Vorarbeiten seien da. Dieses Projekt solle freilich nicht und niemanden abhalten, beim Konzept für die Museums-Dauerausstellung zu bleiben, auch wenn es vielleicht nicht der große Wurf werden könne. Er sei überzeugt, dass ausreichend Möglichkeiten da sind, auch Objekte könnten noch eingeworben werden. Regionale Museen sollten tatsächlich bestehen, aber auch Ausleihen aus Schässburg, Kronstadt-Bartholomae, Henndorf und Mediasch sollten möglich sein. Es sei durchaus auch schon einiges da. Dringend nötig sei jetzt ein eingängiges schriftliches Konzept, verständlich und zielgruppenorientiert. Dabei wäre auch im Sinne K. Philippis zu vermitteln, wie und warum das Museum - aus der Not heraus - zustande gekommen sei. Freilich könne man nicht höchstes Niveau, das nicht erreichbar ist, anstreben. Erkennbar aber müsse sein, „mit wem hat man es zu tun“ im Sinne des Entwurfs Ittu. Das neue Konzept müsse vielleicht nicht für Ewigkeit, aber doch für 2007 fertig sein.

Herr **H. Binder** schlug vor, mit kleinen Schritten zu beginnen, er sei für seinen Teil gerne bereit, mitzuarbeiten. Eine Orgel sollte sicher im Rahmen des Museums aufgestellt werden. **Bischof**

**Klein** plädierte ebenfalls dafür, eine kleine Orgel für Museum solle gefunden werden. **H. Binder** ergänzte weiter, dass man auch ansprechende Fotos von besonders alten Objekten, aber auch schöne alte Pfeifen an der Wand platzieren könne, weiterhin andere technische Teile. Nötig sei s. E. ein kleines Instrument von besonderem Wert, das in die spezielle Umgebung hinein passe und auch verwendbar für Musik an Ort und Stelle sei. Auch einen geschichtlichen Überblick für das angesprochene Buchprojekt könne er liefern. **Bischof Klein** plädierte dafür, alle solche Vorschläge, wie auch die K. Philippis btr. Verkaufsstand aufzunehmen. Generell seien alle TeilnehmerInnen gebeten, konkrete Vorschläge zu Objekten oder Darstellungsvarianten an Ittu weiterzuleiten und zur Verfügung zu stellen. Die konkrete Auswahl könne dann von Ittu getroffen werden. **Pitters** hob vor dem Hintergrund der Frage eines Rundgangs im Museum hervor, dass auch noch die Johanneskirche vorhanden sei. Ihre Nutzung sei unbedingt mit zu überlegen, um diese auch als museale Ausstellungsmöglichkeit nutzen. Die Kirche könne weitaus stärker genutzt werden, z.B. für gottesdienstbezogenes Ausstellungsgut. Auch eine historische Orgel, für musikalische und gottesdienstliche Zwecke zu nutzen, sollte hier aufgestellt werden. Man solle auch daran denken, die Turmgemächer zu nutzen, vielleicht für die historische Bibliothek. Das Konzept „Museum der Evangelischen Kirche“ müsse bald an Gestalt gewinnen, auch seien größere Sammlungen herzustellen. Dabei solle die Johanneskirche einbezogen werden. **Bischof Klein** ergänzte hierzu, dass das Thema Orgel in der Johanneskirche schon besprochen worden sei, eine Orgel würde man finden. Das Problem sei, dass dafür eine Änderung der Empore nötig würde. Er schlage vor, dass 3-4 einschlägig kenntnisreiche Personen noch einmal darüber sprechen sollten, da eine wertvolle Orgel nur Platz habe, wenn man innen etwas ändert. **Binder** verwies in diesem Zusammenhang auf die Schweischerer Orgel, die aktuell kaputtginge. Sie sei ein sehr wertvolles Instrument. Erfolg versprechend sei es, wenn man sich dazu durchringen könne, den Schweischerer Altar nach vorne zu stellen, dann könne man die historische Anordnung mit Orgel authentisch rekonstruieren. Wenn eine historisch-museale Nutzung der Johanneskirche möglich sei, dann aber auch richtig. **Bischof Klein** begrüßte diese Lösung, wenn sie die Empore nicht zerstöre, während **Ittu** darauf verwies, dass es praktisch kaum Jugendstilemporen in Hermannstadt gebe und daher dies schutzwürdig sei.

**Gunesch** beendete hier die Diskussionsrunde und leitete zum Abschlußresümee über. Bis ins 2002 hatte sich eine Arbeitsgruppe getroffen, aber dann die Problematik nicht weiter gebracht. Er dankte der Runde der TeilnehmerInnen für Besuch und lebhaftes Diskussion. Ein nächstes Gespräch sei offenbar nötig und sinnvoll, gute Ideen seien in großer Zahl vorhanden. Man werde im Zuge der Nachbereitung der Werkstatt zu gegebener Zeit eine neue Sitzung anberaumen. Das zuständige Gremium und die FacharbeiterInnen würden dann das Konzept des vom Landeskonsistorium letztlich beschlossenen Projekts durchsetzen. Abschließend bat er Dr. Ittu und den Bischof um ihre Resümees.

**Ittu** resümierte, sie sei weder irritiert, noch deroutiert. Das Gespräch habe sie als sehr anregend empfunden. Wenn auch noch nichts endgültig geklärt sei, sei es aber sehr ermutigend gewesen, weil substantielle Unterstützung von so vielen angeboten worden sei. Seit ihrem Dienstbeginn mit 50 % am 1.12. 2003 habe eine solche Gesprächsrunde noch nicht stattgefunden. Sie habe bisher nur die kontrovers entstandenen Konzepte von Roth, Mergenthaler/ Kramer bzw. Cosoroaba/ Mergenthaler z.K. genommen. Es habe daneben gleichwohl sehr viel zu tun gegeben. Man müsse schon von Realitäten ausgehen. Vom Oktober 2003 bzw. Oktober 2004 habe das Teutsch-Haus die Nutzung der freien Ausstellungsräume durch Sonderausstellungen aufgenommen, die entweder selbst organisiert oder eingeworben worden seien. Dadurch sei bereits Wirkung in verschiedene

InteressentInnengruppen hinein erreicht worden, die sonst wohl noch kaum ins Teutsch-Haus gekommen wären. Nun müsse konkret begonnen werden, die Thematik d.h. ein Ausstellungsdrehbuch muss zügig festgelegt werden. Die in der Diskussion aufgetretenen Standpunkte habe sie als nicht allzu divergent, sondern durchaus konvergent verstanden. In absehbarer Zeit kämen auch noch PraktikantInnen ins Haus, die mithelfen könnten. Man stehe zwar noch weitgehend ohne ausstellungstechnisches Mobiliar dar, aber eine endgültige Auswahl von Exponaten sei möglich. Ein vorläufiger Katalog könne bereits jetzt erstellt werden. Ittu schloss mit einer erneuten Aufforderung an alle FreundInnen des Museums-Projektes, Objekte aus eigenem Besitz oder Informationen darüber beizubringen.

**Bischof Klein** resümierte abschließend, daß die rege Teilnahme belege, wie wichtig und interessant das Thema für viele sei. Er dankte namentlich für den Besuch der Fachleute aus dem Brukenthal-Museum und dem Hermannstädter Judet-Patrimoniumsamt. Es sei in der Diskussion einiges gewonnen worden und Frau Ittu, die „vor allem verantwortlich für dieses Projekt“ sei, solle sich bestärkt und ermutigt fühlen, auch wenn mehrere Anregungen anzunehmen sind. Weitgehend sei doch Konsens vorhanden, weshalb nun in einer kleinen Gruppe zügig nach schriftlicher Vorlage einer konsensfähigen Konzeption durch Ittu die Entscheidung zu treffen sei. Manches ginge aber sicher auch „pe parcurs“, gerade wenn noch nicht alles endgültig geklärt werden könne. Der Bischof dankte noch einmal für die rege Teilnahme und persönliche Mitarbeitsangebote. Neben ein „wunderschönes Zentralarchiv“ solle nun auch bald ein Museum treten, „dessen wir uns nicht schämen müssen“.

Fassung v. 22.06. 2005, Protokollant Dr. W.G. Theilemann

**Sofern womöglich versehentliche Fehlzitationen oder Sinnentstellungen von Einzelbeiträgen von den genannten TeilnehmerInnen bemerkt werden, wird um korrigierende Rückmeldung gebeten !**